

Replik auf Kuba Krzewiński

RITA ARGAUER

Kunstkritik ist eine heikle Sache. Da gibt jemand sein Inneres, erschafft etwas aus sich selbst heraus, verhilft diesem Gedanken zu einem künstlerischen Leben. Und dann hockt da jemand anderes im Publikum, sieht die Aufführung und schreibt einen urteilenden Text darüber. Das Angriffspotenzial ist immens. Keine Frage.

Doch wagen wir mal einen Blick von der anderen Seite:

Das sitzt jemand, gibt sein Inneres, schreibt ein Werk und findet, dass das auch noch so weltbedeutsam ist, dass es auf einer Bühne vor anderen Menschen aufgeführt werden soll. Na klar dürfen sich doch dann die, die diese Aufführung ansehen, ein Urteil darüber bilden. Immerhin braucht das Werk das Publikum, um in der Welt anzukommen. Und schon allein aus Respekt dem Werk gegenüber sollte das Publikum mehr sein als jubelnde Claqueure. Schon aus Respekt dem Werk gegenüber sollte das Publikum es bewerten.

In dieser Konstellation Künstler*in – Werk – Aufführung – Publikum liegt aber auch schon alles, was das schwierige Verhältnis Kritiker*in zu Künstler*in ausmacht. Denn man hantiert hier mit ein paar Verschiebungen vom Subjektiven ins Objektive und wieder zurück. Die Kunst ist etwas subjektiv Erschaffenes: Das Subjekt, ein Wort, das im lateinischen Ursprung diese Bedeutung ganz radikal in sich trägt, heißt es doch ›das Unterworfene‹, ist die Kunst als Ausdruck der Künstlerin, des Künstlers. Die Aufführung ist die Realwerdung dieses Subjekts. Dem gegenüber sitzt das Objekt (lat.: ›das Entgegengeworfene‹) in Form des Publikums. Während der Aufführung ist die Kritiker*in noch Teil dieses großen Objekts. Doch dann fängt eben jene Kritiker*in wieder an, sich zu erheben, weil sie schreiben, weil sie ihre Meinung über das Stück publik machen und in die Welt herausstellen. Und sich so aus einer eigentlich objektiven Haltung heraus wieder zum Subjekt machen.

Dass dem ursprünglichen Subjekt (der Kunst) ein Gegenüber guttun kann, ist keine Frage. Auch wenn das Gegenüber (das Objekt) in der Form der Kritik zwangsläufig auch wieder ein Subjekt werden muss. Aber durch dieses Gegenüber erst verankert sich das ursprüngliche Subjekt, die Kunst, in der Welt und in der Gesellschaft. Da wird ihr Impact real. Und überdauert die flüchtige Form der Aufführung.

Kunstkritik ist eine heikle Sache. Auch nach meiner obigen Argumentation. Für eine solche Erhebung über das Werk eines anderen, braucht es Regeln, braucht es Anstand, braucht es Respekt – keine Frage! Wie diese Regeln aussehen könnten, hat der Komponist Kuba Krzewiński aus Sicht eines Komponisten formuliert. Ich möchte – ganz im Sinne von Subjekt über Objekt zu Subjekt – als Kritikerin auf seine Hauptpunkte antworten.

1.

Aber entlässt man sein Werk nicht auch in die Welt, wenn es aufgeführt wird? Geht es nicht auch darum, dass es für sich stehen kann, ohne eine zusätzliche Erklärung der Quelle? Soll es nicht auch für sich stehen können in all seinen möglichen interpretatorischen Assoziationen, die sich bei einem Publikum höchst subjektiv einstellen? Der Kritiker, die Kritikerin ist kein verlängerter Arm des Künstlers, der Künstlerin, sondern eine Art Spiegel, ein Gegenüber des Werks, das zeigt welche Bedeutungen das Werk in den verschiedenen Köpfen des Publikums entfalten kann. Es gibt bei verschiedenen Medien sogar die Richtlinie, der Kritiker, die Kritikerin möge vorher bitte nicht mit dem Künstler, der Künstlerin sprechen, keine Interviews führen, damit der Blick auf die Aufführung nicht voreingenommen ist.

2.

Absolut. Manchmal fehlt leider der Platz dafür alle zu nennen, und man streicht dann

Namen zugunsten von Argumenten. Aber sonst: Ja! Man kann die Arbeit der Interpretinnen und Interpreten gar nicht hoch genug halten.

3.

Auch die unbekannteren Werke, nicht nur die Eröffnungspremieren, die Stars? Ja, die muss man würdigen. Aber Journalismus ist auch immer Pointierung. Man kann unmöglich die ganze Welt abbilden und als Kritikerin unmöglich die ganze Kunst. Man muss aussuchen. Man muss zuspitzen. Dass man aber nicht nur die großen Namen wählt, nicht nur die Stars: Ja bitte! Das, was nicht auf den ersten Blick um große Aufmerksamkeit buhlt, ist oft viel spannender.

4.

Das würde ich sogar noch extremer formulieren: Man sollte nicht über die Werke derer urteilen, mit denen man regelmäßig Bier trinkt. Das ist unseriös.

5.

Sich über besonders scharfe Formulierungen profilieren zu wollen ist Unsinn. An erster Stelle muss bei jeder Kritik Einfühlungsvermögen stehen. Ich muss verstehen wollen, was die Künstlerinnen und Künstler mit ihrem Werk wollen. Erst dann kann ich bewerten, ob diese Intention beim Publikum ankommt. Oder auch nicht. Und wenn man so eine Argumentation rund, unterhaltsam und vielleicht auch ein bisschen scharf formulieren kann, umso besser. Aber die Formulierung, die Phrase sollte nie als Selbstzweck stehen.

6.

Wesentliche Inhalte sind wichtig. Das Werk komplett nachzuerzählen ist aber langweilig für die Leserinnen und Leser. Viel sinnvoller

(und auch innerhalb begrenzter Zeichenzahlen zu schaffen): Anhand von einigen Fixpunkten des Inhalts das Argument, das für die Kritik grundlegend sein soll, diskutieren.

7.

Ja, Euphorie ist schön, euphorische, berührte, aufgeschüttelte Texte sind es auch. Wenn die Autor*innen dabei ihren Auftrag nicht vergessen, ein nachvollziehbares Argument für die Euphorie zu liefern.

8.

Zu spezifisch, um das als allgemeine Regel zu formulieren. Doch wer wen warum fürs Kunst erschaffen bezahlt, ist natürlich keine unerhebliche Frage.

Abschließend noch etwas zum großen Absatz von Kuba Krzewiński zu Kompositionstechniken und -handwerk. Kritiker*innen sollten ein gewisses Grundwissen haben. Sonst bleibt die ursprüngliche Intention des Werkes für sie im Verborgenen und dann kann auch nicht diskutiert werden, ob diese Intention in der Aufführung ankommt oder nicht. Kritiker*innen sind aber keine Komponist*innen. Und es würde auch gar nichts bringen, wenn sie haargenaue Werkanalysen schreiben würden. Das können Musikwissenschaftler*innen besser. Doch das ist eine völlig andere Form der Objektivierung des Subjekts Kunst. Musikkritik richtet sich als journalistische Form auch immer an ein breites Publikum und nicht ausschließlich an Fachkreise. ■